

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blu-
menau, São Bento,
Badenfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Timbó u.
Santa Izabella.

Der Christenbote

Monatsblatt

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 18000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

3. Jahrgang.

Blumenau, im April 1910.

Nr. 4.

Du sollst Gott, Deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen.

Matthäus 22, v. 37.

Die Hand aufs Herz — tust du das?

Nein wirst du sagen, dein Herz sei zu arm, leer und kalt. Das ist wohl wahr, aber das gilt hier nicht als Entschuldigung. Denn es wird danach gefragt, ob du so liebst, wie dein Herz es vermag, sonst nach nichts.

Und kann denn dein Herz garnicht lieben? Giebt es nicht den oder jenen, — deinen Nächsten — den es umfaßt, feurig, stark, den es fester hält als selbst das Leben? Doch, es giebt jemand . . . das läßt du dir nicht nehmen.

Ist es denn dann so, daß dein irdisches Herz nur abwärts lieben kann, — zur Erde, auf der Erde — nicht aufwärts? Ja, so ist es wohl; so war es mit mir.

Dann ist es ja hoffnungslos, das große Gebot zu erfüllen. Ja, du selbst kannst kein Gefühl in deinem Herzen hervorbringen. Aber die Liebe, die du zu einem anderen hast, die kannst du hinaufreichen. Das Herz, das einen anderen umfaßt, das kannst du in die Hände geben, die das erste Recht daran haben. Du wirst einwenden, daß hieße das Gebot umgehen. Nein, das heißt zu ihm aufsteigen.

„Sursum corda“ — die Herzen in die Höhe! — hat es seit den ältesten Zeiten in der Kirche geklungen. Und die Gemeinde antwortet: „Habemus ad dominum“ — wir erheben sie zum Herrn.

Wenn du dein Herz hinaufgiebst mit der großen Liebe, von der es erfüllt ist, dann wirst du das erreichen, was dein tiefstes, unaussprechliches Geheimnis werden wird — das, daß deine Liebe verwandelt wird.

„Wer zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater und seine Mutter und sein Weib und seine Kinder und seine Brüder und Schwestern, dazu auch sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“

Lukas 14, v. 26.

Ich nehme das stärkste Wort, das ich finden kann, und erkläre es nicht. Ich lasse es dich so buchstäblich verstehen, wie — es nicht einmal verstanden werden soll. Und ich behaupte, das Wort, das bei denen, die draußen stehen, Anstoß erregt und von vielen Christen übersprungen wird, das ist eines von denen, die dich am stärksten ergreifen, denn niemals wirst du dich mit einem Verhältnis zu Gott begnügen, das nicht unbedingt ist.

In der irdischen Liebe würden es die meisten nicht können. Das wird ohne Einwendung begriffen, und je mehr man liebt, desto mehr will man das andere besitzen, ganz und ungeteilt.

Aber die Forderung, die die Menschen ganz von selbst an einander stellen, an der nehmen sie Anstoß, sobald sie von oben kommt.

So sei es nicht bei dir. Wo du dich hingeben sollst, auch seelisch, wirst du verlangt werden, ganz und ungeteilt. Denn du wirst begreifen, daß, wer alles zu verlangen wagt, auch alles zu geben hat.

Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser.

Matthäus 14, v. 29.

Aber es war nicht das Wasser, das ihn trug. Auf Wogen kann man nicht treten. Trotzdem: die Menschen sind nicht von

dieser Einbildung wegzubringen. Hast du sie nicht auch geteilt?

Was anders hat die Welt dir wohl geboten, um darauf zu treten — was anders als Wogen? Was anderes hat dein eigenes schwankendes, kraftloses Herz dir geboten? Und auch du hast wie die anderen gedacht, daß sie dich tragen würden. Ist es nicht so?

Petrus ging im Glauben vorwärts. Der Glaube ist Felsengrund unter den Füßen; der einzige, der sich findet. Als er diesen verläßt, da beginnt er zu sinken. Denn es giebt nur das eine von diesen beiden: entweder du lebst im Glauben — dann stehst du auf Felsengrund, — oder dein Leben ist ein fortgesetztes Hinausgleiten in die Wogen, — die dir schließlich über dem Kopf zusammenschlagen.

Aber merke dir eines: es sieht aus, als sei es gerade umgekehrt; als ob dieses „im Glauben Vorwärtsgehen“ soviel sei als ein Loslassen des Festen und Sicheren, ein Hinaustreten aus dem Schiff — und mit geschlossenen Augen den Sprung wagen in die unendliche Tiefe. So wird es immer gefühlt werden und aus diesem Gefühl heraus muß es getan werden.

Aber in Wirklichkeit setzt man da erst seinen Fuß auf den Felsen, den das Weltmeer nicht erschüttern kann und den die schwarzen, trüben Wasser des Todes nicht zu überfluten vermögen.

Die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlanget das Kleinod.

I. Korinther 9, v. 24.

Der eine, der das Kleinod erlangt, der sollst du sein. Ja, wirst du fragen — aber die anderen dann? Ist es nicht schrecklich, daß ich auf ihre Kosten gewinnen soll?

Mein Freund, laß dich dadurch nicht aufhalten. In der Sache deiner Seligkeit handelt es sich niemals um einen Wettlauf mit anderen. Ihr seid nur zu zwei auf der Bahn, du und noch einer, den du ganz genau kennst, nämlich dein „alter Mensch“ — wie wir ihn zu kennen gelehrt worden sind.

Der Einsatz ist das Leben; nur einer gewinnt es. Der andere muß sterben. Von diesen beiden lebt immer einer auf Kosten des anderen. Und dein alter Mensch läuft furchtbar schnell. Er gönnt sich Tag und Nacht keine Ruhe.

Läufst du so, daß du gewinnen kannst? O, stehe eines Tages da — der andere sterbend zu deinen Füßen — mit dem Kleinod in der Hand!

(Aus „Der Hochlandspfarer“ von Ingeborg Maria Sid.)

Etwas zum Nachdenken.

„Ich will dir sagen, was den meisten der Gottesleugner zugestoßen ist: Daß keiner je, der in seiner Jugend die Gottheit leugnete, bis in sein Greisenalter bei dieser Meinung verblieb.“

Plato.

„Daß Gott existiert, ist so offenkundig, daß ich an der gesunden Vernunft dessen zweifle, welcher ihn leugnete.“

Cicero.

„Nur eine oberflächliche Kenntnis der Natur vermag von Gott abzuführen, eine tiefere und gründlichere dagegen führt zu ihm zurück.“

Baco von Verulam.

Aus Deutschland.

Hat Jesus gelebt? — Jesus lebt! — Das war die Frage, das war die Antwort, die im Laufe der letzten Wochen unter den Christenleuten Berlins eine religiöse Bewegung hervorgerufen hat, so ursprünglich, so packend, daß alle, die Zeugnis von ihrem Werden sein dürften, sich dem Eindrucke nicht entziehen konnten: Hier hat sich eine religiöse Bewegung mit der Wucht elementarer Gewalt Bahn gebrochen, wie wir sie seit langer Zeit in unserer Mitte nicht erlebt haben.

Es gebührt unserem Monatsblatt an Raum, auf all das Einzelne näher einzugehen, was zu dieser Bewegung den Anstoß gegeben, was zu ihrem Hervortreten führte, welches die hauptsächlichsten Züge ihrer Erscheinungsform sind, die ihr den Nachdruck einer unmittelbar herandrängenden Kundgebung im Sinne des bibelgläubigen, kirchlichen Bekenntnisses zu dem lebendigen Christus gaben. Es ist auch nicht nötig, auf dies alles des Näheren einzugehen.

Aber wenigstens mit einigen Strichen soll ein Bild der Hauptbegebenheiten dieser Bewegung hier entworfen werden.

Der bekannte Arthur Drews, Professor der Philosophie in Karlsruhe, wird zum Wanderprediger, um für sein Buch: „Die Christusmythe“ Stimmung zu machen. Er spricht über die Frage: „Hat Jesus gelebt?“ in Frankfurt am Main und in Jena. An beiden Orten wird sein die Frage verneinender Standpunkt in eingehenden Diskussionen energisch zurückgewiesen. Aber die Erörterung bleibt dort wie hier im engen Rahmen theologischer und akademischer Erörterungen. Auch der Vertreter der kirchlich-positiven Sache in Frankfurt, P. Julius Werner, tritt erfolgreich auf den Plan, kommt aber mit seinen Freunden nachträglich zu dem Entschluß, daß es für die kirchlich-positiv Sache nützlicher sei, sich künftig von solchen Redeschlachten mit den Monisten fern zu halten.

Der Berliner Zweigverein des Monistenbundes läßt den Wanderprediger Arthur Drews gleichfalls in einer von ihm veranstalteten Versammlung den Vortrag über die Frage halten: „Hat Jesus gelebt?“ Die zahlreich erschienenen Teilnehmer entrichten gern das teure Eintrittsgeld, um die bekannten Ausführungen des Karlsruher Gelehrten zu hören, die in das Ergebnis ausmünden, daß Jesus nicht gelebt habe. Sie nehmen ebenso zahlreich an der fünf Stunden währenden Aussprache teil, die tags darauf stattfindet, und in der die Monisten unter Führung von Drews eine gründliche Abrechnung mit den Vertretern der liberalen Theologie halten, die sich zwar tapfer wehren und auch mit Wärme für ihr Jesusbild eintreten, die aber doch nur auf neue den Tatbestand erhärten, daß die nach den Maßstäben menschlich beschränkten Wissens arbeitende liberale Theologie mittelst ihrer Kritik aus den Evangelien einen Jesus herausdestilliert hat, den Drews mit unerbittlicher Folgerichtigkeit in das Gebiet der Mythe und der Fabel verweist, weil dieser mühsam seiner göttlichen Herrlichkeit entkleidete Jesus vor dem streng logischen Denken schlechterdings nicht bestehen kann.

Von dieser Redeschlacht im Berliner Monistenbund bleiben die Vertreter der positiven Theologie fern, bleiben erst recht fern die Vertreter der bibelgläubigen Gemeinde, die Geistlichen sowohl wie die Nichtgeistlichen. Sie tun es ohne vorausgegangene, gegenseitige Verabredung. Sie bleiben fern, weil sie sich sagen: Dorthin gehören wir nicht; um der Ehre unseres Herrn willen, um des Gewissens willen, um der Selbstachtung willen müssen wir von dort fern bleiben.

Dies Geratebleiben macht die auf dem Boden der monistischen Weltanschauung stehende Tagespresse den Positiven zum Vorwurf. Eins ihrer Blätter, das in Weltanschauungsfragen auf einem besonders niedrigen Niveau steht, die „Berliner Volkszeitung“ schreibt wörtlich:

„Nur die Anhänger des Wander- und Offenbarungsglaubens hatten grollend beiseite gestanden bei diesem Religionsgespräch. Daß sie es nicht auf sich genommen, es nicht gewagt haben, persönlich einzustehen für ihren Glauben, zeigt: Sie haben nichts mehr mitzureden!“

Wie? Die Positiven hätten nichts mehr mitzureden? — Bald wurde festgestellt, daß die Positiven wohl in der Lage und auf dem Blase sind, ein gut Wort bei dieser ganzen Diskussion mitzureden, nicht in laugen und mühsamen wissenschaftlichen Darlegungen, sondern kurz und bündig, als Männer, die mit einer faßlichen, aus der Tiefe persönlichen Glaubenslebens geschöpften Antwort auf die Frage, wie sie nur der monistische Materialismus aufzuwerfen fähig ist, prompt und sicher zur Stelle sind. Die Antwort aber auf die Frage: „Hat Jesus gelebt? war das schlichte und inhaltreiche Bekenntnis des Christenglaubens aller

Zeiten: „Jesus lebt!“ Mit diesem Zeugniswort: „Jesus lebt!“ trat alsbald die „Positive kirchliche Vereinigung zur Pflege des evangelischen Lebens in Berlin“ auf den Plan. Sie rief ihre nach Zehntausenden zählenden Anhänger zum Besuch einer großen öffentlichen religiösen Versammlung auf. Sie war gewiß, daß ihr Aufruf zum Zeugnis auch in den weiten Kreisen der Bevölkerung Berlins, die trotz allen Abfalls in unseren Tagen an dem Heilsgute des evangelischen Glaubens unerschütterlich festhalten, verstanden und — was wichtiger ist — gern befolgt werden würde.

Sonntag Reminiscere, der 20. Februar, kam als ein vom lichten Schein der nahenden Frühlingssonne goldig durchleuchteter Sonntag herbei. Und Berlin erlebte ein Schauspiel, wie es nur selten in der Reichshauptstadt erlebt wird, nämlich die Wucht und den Zengengeist einer religiösen Massenversammlung unter der einen Parole: „Jesus lebt!“ Der geräumige Zirkus Busch mit seinen 5000 Sitzplätzen wird von der hartenden Menge im Nu besetzt. Er muß eine Stunde vor dem Beginn der Versammlung bereits geschlossen werden, da er überfüllt ist. Für die Zehntausende, die später kamen, bot sich zunächst keine Möglichkeit der Sammlung ums Wort. Doch die Nähe des Domes und die Hoffnung, daß sich vielleicht in seinen weiten Hallen noch eine Parallelversammlung einrichten lasse, zieht Tausende und Abertausende hin zum Lustgarten. Dicht gedrängt stehen die Scharen an und auf den Stufen der Vorhallen des Domes. Sie hoffen und halten aus. Sie stimmen das alte Lutherlied an und brechen damit ab, weil das Absingen von Liedern auf Straßen und Plätzen seitens der Polizeiorgane als nicht statthaft bezeichnet wird. Sie werden von einigen Rednern angesprochen und mit wenigen Worten zum Ausharren gemahnt. Schon wollen sie auseinandergehen, da öffnen sich die ehernen Pforten des Domes, das andächtige Volk strömt hinein, in wenig Minuten ist der große, weite Dom bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch hier kommt es zu einer Zeugnis- und Bekenntnisversammlung, die ihre ganz einzigartige Kraft von demselben Zusammenwirken empfängt, das dort im Zirkus Busch die 7000 Zuhörer vom Anfang bis zum Schluß in Atem gehalten hat, nämlich von dem Zeugnis des Glaubens: Jesus lebt! aus dem Munde der Redner und von der Einwirkung dieses Glaubenszeugnisses auf die Herzen der Zuhörer.

Die Redner waren im Zirkus Busch und im Dom dieselben. Das Thema aller Reden lautete: Jesus lebt. Dies Thema wurde in fünf Teilen von 5 verschiedenen Rednern behandelt. Der 1. Teil lautete: „Gottes Wort bezeugt es“, Redner war P. Le Burr von der Stadtmmission. Für den 2. Teil: „Die persönliche Erfahrung bezeugt es“ war ein Laie, Hofkammerrat Gismann gewonnen. Die Begründung für den 3. Teil: „Im öffentlichen Leben merkt man es“ gab der Generalsekretär der Freien kirchlich-sozialen Konferenz P. lie. Mumm. „Damit steht und damit fällt unsere Kirche“, diesen Nachweis führte im 4. Teil Pfarrer Israel von der Matthäikirche. Im 5. Teil: „Lasset uns halten an diesem Bekenntnis“ richtete P. D. Philipps, der Direktor des Johannesstiftes, eine kraftvolle, zündende Mahnung an die Riesensammlung. Das Schlußgebet sprach der Generalsuperintendent von Berlin, Probst D. Faber.

In der Parallelversammlung im Dom eröffnete Hofprediger Ohly die Versammlung. Es sprachen dann dieselben Redner wie im Zirkus Busch. Im Dom ergriff auch Oberhofprediger D. Dyander das Wort.

Er bezeichnete die Frage, ob Jesus gelebt habe, als das Zeugnis einer sich selbst überschlagenden Kritik. Sie aufwerfen heißt nichts anderes, als wenn man von einem alten Dome, der Jahrhunderte stand und in dem sich die Menschen jahrhundertlang erbaut haben, auf einmal erklärt: der steht seit Jahrhunderten in der Luft und habe keine Fundamente. Behaupten: Jesus habe nicht gelebt, heißt: ein Wander durch eine Unglaublichkeit erklären. Da halte ich es lieber mit dem Wunder, als mit der Unglaublichkeit. Für uns kommt es darauf an, daß wir uns zu ihm bekennen und eine Erfahrung von ihm haben, daß er das lebendige Haupt der Kirche und Gemeinde sei. D. Dyander führte das dann näher aus. Möchten auch wir auf die Frage: Bist du meines Herrn und Heilands gewiß? die Hand aufs Herz legen und sprechen können: Certissimus! Unererschütterlich gewiß!

Die Hauptstadt des deutschen Reiches hat eine solche kraftvolle religiöse Kundgebung seit den Glanzzeiten D. Stöckers wohl kaum erlebt. Denn daß in dieser Zeit materieller Fragen und Kämpfe und politischer Demonstrationen noch solche Menschenmassen durch rein religiöse Fragen auf die Beine gebracht werden

konnten, hat gewiß mancher nicht gedacht, der sonst den spöttelnden Artikeln des demokratischen „Berliner Tageblattes“ und des „Vorwärts“ über die unaufhaltsame schon jetzt sichtbare Auflösung der evangelischen Kirche mehr glaubte als dem Jesuwort: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“.

Aus dem kirchlichen Leben Frankreichs.

Etwa in derselben Zeit wie die preussische Generalsynode zu Berlin, tagte zu Nîmes die allgemeine Versammlung des französischen Protestantismus. Auf derselben waren die drei Richtungen bezw. Sonderkirchen der reformierten Kirche Frankreichs vertreten, und zwar die Rechte (ähnlich unseren Konfessionellen und Positiv Unierten) mit 30, die Mitte und die Linke mit je 12 Abgeordneten; 12 stellte auch die lutherische Kirche Frankreichs, die strenggläubige freie Kirche sowie die methodistische, die „unabhängige“ und die baptistische 3 bezw. 2. Man wollte auf dieser Versammlung einmal die Kraft des Gesamtprotestantismus von Frankreich zusammenfassen und dem Lande zeigen, daß die Protestanten trotz ihrer Zersplitterung eine geistige Einheit bilden.

Die Versammlung, an der die 20000 evangelischen Einwohner von Nîmes (etwa $\frac{1}{4}$ der Gesamtbevölkerung) durch Besuch der zahlreichen Gottesdienste und öffentlichen Vorträge regen Anteil nahmen, verlief zur Befriedigung aller, welche nicht eine Verschmelzung in sich widerstrebender Elemente erhofften, sondern mit gemeinsamen Maßnahmen auf einem bestimmt abgegrenzten Gebiete sich begnügten. Da die Anzahl der Abgeordneten nicht dem Verhältnisse der Mitgliederzahl der einzelnen Kirchen entsprach — die 30 Vertreter der Rechten z. B. hatten über die Hälfte sämtlicher französischer Protestanten hinter sich —, geschah die Abstimmung nicht nach Köpfen, sondern nach Gruppen, und jede Gruppe hatte das Vetorecht. So wurde verhindert, daß die Beschlüsse zur Vergewaltigung einzelner Richtungen führten, welche nach der Lage der Sache sich doch nicht gefügt und einfach die Versammlung verlassen hätten, so daß das Ergebnis statt Einigung Zwiespalt gewesen wäre. Nun konnte man wenigstens in einzelnen Punkten sich zuzumenfinden.

Es wurde eine gemeinsame Rundgebung „an die Protestanten Frankreichs“ beschlossen, in welcher man sich schließlich an alle Franzosen wendet. Es heißt da: „Man sagt nicht ohne Grund, daß das Unglück Frankreichs seine Gerechtigkeit in zwei Lager ist, in das des Ultramontanismus und des Atheismus. Zwischen diesen Gegensätzen tut der Protestantismus den wahren Weg auf, das ist der freie Glaube an Jesus Christum.“ Ferner beschloß man, alle 5 Jahre eine allgemeine Versammlung zu veranstalten und setzte einen Ausschuß für protestantische Arbeit auf dem sozialen und sittlichen Gebiete ein. Auch wurde eine Abordnung ernannt, die wegen des missionsfeindlichen Verhaltens des Gouverneurs von Madagaskar bei der Regierung der Republik vorstellig werden sollte. Endlich sah man ein Schiedsgericht zur Verhinderung der ärgerlichen Prozesse evangelischer Gemeinden verschiedener Richtung um den Besitz der „Tempel“ usw. vor. Gewiß ist das alles nicht viel, aber doch etwas; und die einzelnen Kirchengemeinschaften werden nun weiter arbeiten, schiedlich, friedlich, jede in ihrem Bereiche.

Die rührige Société Evangélique de France, welche in Zentralfrankreich so schöne Erfolge erzielt, hat jüngst in der Landschaft Burgund ein neues Arbeitsfeld eröffnet. Die Anfänge sind verheißungsvoll trotz des religiösen Tiefstandes der dortigen ganz dem Atheismus verfallenen „katholischen“ Bevölkerung. Das „Werk unter den Priestern“ blüht weiter. Es steht, soweit es mit ehemaligen Priestern zu tun hat, mit 86 in persönlicher Verbindung, 22 haben Unterstützungen empfangen, 7 sind im Heim aufgenommen, 2 studieren Theologie. Von Priestern im Amte haben 8000 der „Freien Christen“ erhalten und nur 80 denselben zurückgeschickt. 32 Priester stehen in persönlicher Verbindung, 18 wenigstens in Briefwechsel mit dem Werk; von diesen letzten 50 haben seitdem 22 ihre Kirche verlassen. Man hofft unter diesen Priestern dereinst die Männer zu finden, welche, weil nicht in protestantischer Denkweise aufgewachsen, fähig sein werden, das Evangelium an die katholischen Massen heranzubringen.

Aus der Mission.

Ein sozialdemokratisches Urteil über die Mission,

daß sich durch seine gerechte und vorurteilsfreie Stellung zu dieser größten Lebensbetätigung der christlichen Kirche erfreulich

auszeichnet, findet sich im vorigen Jahre in Nr. 21 der von Dr. J. Bloch herausgegebenen „Sozialistischen Monatshefte“. Dort schreibt S. 1393 ff. Gerhard Hilbrand u. a.

„Einem Vertreter des historischen Materialismus wird es nahe liegen, zu unterstellen, daß die außerordentlich starke Entwicklung der christlichen Missionstätigkeit in den letzten Jahrzehnten eine natürliche Begleiterscheinung der Kolonialpolitik ist, und daß sie im wesentlichen den Zweck verfolgt, die koloniale Eroberung und Ausbeutung zu erleichtern. So einfach sind indessen die Zusammenhänge nicht. Die Hauptträger der christlichen Missionsidee sind nicht in den Reihen der Kolonialpolitiker zu suchen, und man kann eher sagen, daß sich die Mission schließlich wohl oder übel mit der ihr oft recht unbequemen Kolonialpolitik abgefunden hat, als daß sie sie herbeigewünscht und sie sich von anfang an bewußt in ihren Dienst gestellt hätte. Die Motive, besonders der protestantischen Missionstätigkeit — die katholische Kirche hat allerdings einen stark diesseitigen Reichsgottesbegriff und es liegt ihr von Natur näher, sich des „weltlichen Arms“ zu bedienen — beruhen vielmehr in einer sehr lebendigen und innerlichen Auffassung des evangelischen Missionsbefehls: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Heiden!“ . . . Die Mission bedeutet demzufolge einen Beweis für die außerordentliche Lebensfähigkeit des Christentums, und ihre Geschichte im 19. Jahrhundert wohl die größte Massenleistung von Selbstverleugnung und Weltentsagung, die die Menschheit kennt. Heute sind allerdings durch die staatliche Kolonialpolitik die meisten Missionsfelder in ein Entwicklungsstadium getreten, in dem die Missionsarbeiter vielfach . . . nicht mehr so großen Entbehrungen, solcher Vereinsamung und Gefahren ausgesetzt sind wie ehemals. Auch die Aufgaben haben sich unter diesem Wechsel bis zu einem gewissen Grade geändert. . . . Die einseitige Beschränkung „auf Heilspredigt“ und Sittenlehre . . . ist nicht mehr durchführbar. . . . Will die Mission schließlich den Selbständigkeitsbewegungen der Eingeborenen gegenüber das Heft nicht aus den Händen verlieren, die Früchte jahrzehntelanger Mühen preisgeben, so wird sie in Zukunft immermehr dazu gedrängt werden, Sachwalterin der Eingeboreneninteressen auch politischer Art zu werden. Schon bisher hat sie der wirtschaftlichen Ausbeutung der Eingeborenen durch die weißen Kolonialisten häufig entgegentreten müssen. Die Aufdeckung der Kongogreuel ist hauptsächlich der Mission zu danken, und unser belgischer Genosse Vandervelde hat kürzlich mit Erfolg eine neue Reise nach dem Kongostaat unternommen, um die Vertretung amerikanischer Missionare in einem Beleidigungsprozeß der „Katai Co.“, einer der berühmtesten Ausbeutergesellschaften zu übernehmen. . . . Im Interesse einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen Eingeborenen und Kolonialmächten kann man nur wünschen, daß die Mission soviel politischen Weitblick gewinnt, daß sie die doch nicht aufzuhaltende wirtschaftliche und geistige Mündigkeit ihrer Anhänger mit aller Kraft und Zähigkeit befördert, dann aber auch dem wachsenden Selbstbewußtsein entschlossen die entsprechende Selbständigkeit erkämpfen hilft.“

„. . . Die Missionsstatistik zeigt, daß die meisten großen Missionsgesellschaften keineswegs die Kolonien des Heimatstaates bevorzugen, sondern durchaus international arbeiten, schon deswegen, weil die Missionsgebiete häufig viel älter sind als die Kolonialgebiete. Natürlich verschlingen die heimische Verwaltung und Propaganda, die Ausbildung, Ausrüstung und Ausfendung der Missionare, ihre notwendigen Urlaubsreisen, Alters-, Witwen- und Waisenversorgung des Missionspersonals erhebliche Summen, sodaß auch die Millioneneinnahmen immer wieder zu knapp werden. Um so bewundernswerter, daß dennoch die Opferwilligkeit immer wächst, die Arbeitsfelder immer weiter gestellt werden. Wenn auch der ziffernmäßige Erfolg an „Befehrten“ im Verhältnis zu allen Aufwendungen und Mühen klein erscheinen mag, so stehen doch diejenigen, die Mission betreiben, viel zu sehr unter dem Gebot einer für sie zwingenden Pflicht, als daß sie sich dadurch entmutigen ließen. Und auch wer persönlich das Christentum von sich abgestreift hat, muß der Aufopferungsfähigkeit der Mission Anerkennung zollen und darüber hinaus zugeben, daß die Missionstätigkeit in Bausch und Bogen genommen, zum mindesten ein nützliches geistiges Gährungsmedium in weite Gebiete kultureller Abgeschlossenheit und Stagnation hineinträgt.“

Die von Professor D. Warned verfaßte Denkschrift über die Heidenmission, die der letzten preussischen Generalsynode vom evang. Oberkirchenrat vorgelegt wurde, enthält u. a. auch eine Zusammenstellung der Missionsleistungen der älteren preussischen Provinzen im Jahre 1908.

Danach entfielen auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung an Missionsbeiträgen auf:

Brandenburg	6,5	Pfennig
Sachsen	8,1	"
Pommern	11,1	"
Schlesien	8,3	"
Posen	8,1	"
Westpreußen	7,1	"
Ostpreußen	6,0	"
Westfalen	29,6	"
Rheinprovinz	27,6	"

Die Septembernummer der „Allgemeinen Missions-Zeitung“ bringt aus der Feder des mit diesem Gebiete gründlich vertrauten und wegen seiner darüber veröffentlichten wertvollen Arbeiten jüngst mit der theologischen Doktorwürde ausgezeichneten P. Paul Lorenzkirch eine überaus gründliche und interessante Statistik der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien. Die wichtigsten Zahlen seien daraus kurz angegeben. In den afrikanischen Kolonien wurden am 1. Januar 1909 gezählt: 131 Hauptstationen, 815 Nebenplätze, 226 ordinierte Missionare, 104 nichtordinierte Missionsarbeiter, 42 unverheiratete Missionarinnen, 199 Missionsfrauen, 1017 eingeborene Gehilfen, 47223 eingeborene Christen (davon im Jahre 1908 getauft 4711 Erwachsene und 1497 Kinder christlicher Eltern), 15804 Taufbewerber und 990 Schulen mit 45753 Schülern.

Erfreulicherweise kann in fast allen Positionen eine beträchtliche Steigerung gegen die Vorjahre konstatiert werden. In 4 Jahren stieg z. B. die Zahl der Christen von 26373 auf 47223, die Zahl der Schüler von 26846 auf 45753.

Für die Südpazifik, wo vorwiegend englische, amerikanische und australische Missionsgesellschaften arbeiten, haben die genauen Zahlen leider nicht durchweg ermittelt werden können. In Kaiser Wilhelms-Land, dem Arbeitsgebiet der Neuendettelsauer und Rheinischen Mission, zählte man am 1. Januar 1909: 18 Hauptstationen mit 18 Nebenplätzen, 31 ordinierte Missionare, 12 nichtordinierte Missionsarbeiter, 2 unverheiratete Missionarinnen, 19 Missionsfrauen, 17 farbige Gehilfen, 1840 eingeborene Christen (davon im letzten Jahre getauft 471 Heiden und 95 Kinder christlicher Eltern), 1229 Taufbewerber, 18 Schulen mit 836 Schülern (604 Knaben, 232 Mädchen).

In Kiautschou ist vor allem die Berliner Mission tätig. Auf 4 Hauptstationen (wovon allerdings 2 nur in der deutschen Interessensphäre liegen) und 19 Nebenplätzen, die von 6 Missionaren und 2 Missionarinnen besetzt sind — dazu 40 farbige Gehilfen — hatte sie am 1. Januar 1909 bereits 661 eingeborene Christen in Pflege (davon im letzten Jahre getauft 114 Heiden und 6 Kinder von christlichen Eltern). 179 Heiden standen im Taufunterricht, 13 Schulen wurden von 254 Knaben und 30 Mädchen besucht.

Eine katholische Missionsstatistik ist zur Zeit nicht zu erlangen. Immerhin läßt sich soviel feststellen, daß zur Zeit auf 159 Stationen 799 katholische Missionsarbeiter (552 männliche und 247 weibliche) tätig sind, wobei Kiautschou noch gar nicht mitgerechnet ist. Die evangelische Mission in den Kolonien (ohne Kiautschou) verfügt nur über 455 Missionsarbeiter, bleibt also um 244 hinter der katholischen zurück! —

Aus unsern Gemeinden.

Stoupava. Der erste Osterfeiertag war für die vereinigte evangelische Kirchengemeinde Stoupava ein Tag von besonderer Bedeutung. Wurde doch an diesem Tage ihr neuer Pfarrer P. Gabler in sein Amt eingeführt. Mit der Einführung war vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin der Vorsitzende der Evangelischen Pastorkonferenz von Santa Catharina, Pfarrer Mummelthay-Blumenau, beauftragt. Der Vorstand der Gemeinde holte die beiden Pfarrer vom Pfarrhaus ab und geleitete sie in feierlichem Zuge in die Kirche bis zum Altar. Die Feier wurde eingeleitet durch den Gemeindegesang des Liedes: „Ach bleib mit Deiner Gnade.“ Die Begleitung der Gesänge auf dem Harmonium hatte Frau P. Mummelthay in freundlicher Weise übernommen.

P. Mummelthay hatte seiner Einführungsrede zu Grunde gelegt 2. Timotheus, Kapitel 2, v. 15: „Befleißige dich, Gott zu erzeigen einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter, der da recht teile das Wort der Wahrheit.“ Der Redner wies den neuen Pfarrer auf die besonderen Schwierigkeiten seines neuen

Amtes hin und führte aus, daß man alle Schwierigkeiten überwinden könne, wenn man ein rechtschaffener und unsträflicher Arbeiter im Reiche Gottes sei und wenn das Wort der Wahrheit allezeit Richtschnur des Redens und Handelns sei. Zum Schluß bat er die Gemeinde, ihren neuen Geistlichen mit herzlichem Vertrauen aufzunehmen. —

Nach Verlesung der Berufungsurkunde folgte die Einführung selbst; mit Gebet und Segen wurde sie beschlossen.

Der neue Pfarrer hielt darauf seine Antrittspredigt. Nach kurzer Begrüßung der Gemeinde und der Bitte, vertrauensvoll mit ihm zu arbeiten am Bau des Reiches Gottes hielt er eine packende Osterpredigt über das Jesuwort aus dem Johannes-evangelium Kapitel 14, v. 19: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ Dies Heilandswort enthält

1. eine herrliche Botschaft,
2. eine köstliche Verheißung, und
3. eine ernste Mahnung.

Die Predigt war ein schönes Zeugnis für den lebendigen Christus. Die Gemeinde lauschte denn auch den Worten ihres neuen Geistlichen mit großer Andacht. Auch sonst hatte die Gemeinde ihr Interesse an der Neubesetzung des Pfarramts dadurch gezeigt, daß die geräumige Kirche — nach unserer Ansicht ist die Kirche viel zu groß und geräumig gebaut — fast bis auf den letzten Platz besetzt war.

Nach dem Gottesdienst vereinigte sich der Kirchenvorstand mit den beiden Geistlichen, einigen Damen und interessierten Herren zu einem Mittagessen im Gasthaus von Nikolaus Jensen. Am Schluß des Essens toastete der Kirchenpräsident Herr R. Otto auf den neuen Pfarrer und dessen Gemahlin; Herr P. Gabler wünschte in seiner Erwiderung allezeit ein gutes Einvernehmen zwischen der Gemeinde und sich; Herr Paul Jensen ließ in einer launigen Rede die anwesenden Damen leben. Erst um 4 Uhr trennte man sich.

Ein schweres Arbeitsfeld bietet sich in der evangelischen Kirchengemeinde Stoupava dem neuen Geistlichen. Möge Gottes Hilfe und Segen allezeit mit seiner Arbeit sein, und möge er dort Erfolg in seiner Wirksamkeit haben.

Belchior. Auf Sonntag, den 3. April, war die Einweihung der neuerbauten Kapelle im Belchior festgesetzt. Fast jeden Tag vorher hatte ein Gewitter gedroht, am Sonnabend Abend hatte es sogar strichweise geregnet; fast schien es, als sollte der Festtag der kleinen Gemeinde verregnen. Aber Gott schickte trotz allem „schön Wetter.“ Ein herrlicher, sonniger, fast zu warmer Sonntag kam herbei und übertraf alle Erwartungen. Von nah und fern strömten die Festgäste herbei, — vom Kirchenvorstand der Gemeinde Blumenau waren 4 Herren erschienen — um mitzufestern und sich mitzufreuen, daß die kleine Diaspora-Gemeinde am Belchior nach langem Warten und nach langer Arbeit nun doch ein kleines Gotteshaus mit Hilfe des Gustav Adolf-Vereins und des deutschen Evangelischen Kirchen-Ausschusses fertig gestellt hatte.

Nach kurzer Abschiedsandacht im Hause des Herrn W. Dickmann, der sein Haus 3 Jahre lang der kleinen Gemeinde bereitwillig zur Abhaltung von Gottesdiensten zur Verfügung gestellt hatte, begab sich ein langer Festzug unter Vorantritt von 2 jungen Mädchen aus der Gemeinde, die den Kirchenschlüssel trugen, zu der Kapelle, die auf einem Hügel, der von Herrn W. Dickmann der Gemeinde geschenkt ist, freundlich ins Tal des Belchior hinabschaut. Vor der Tür des Gotteshauses sang zuerst ein von Lehrer Brüne geleiteter Männerchor aus Serabhim ein zweistimmiges Lied: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe.“ Darauf übergab Herr W. Dickmann im Auftrage der Baukommission den Schlüssel unter einem Segenswunsch dem Seelsorger der Gemeinde, Pfarrer Mummelthay-Blumenau, der dann die Tür im Namen des dreieinigen Gottes aufschloß.

Das Gotteshaus füllte sich bald bis auf den letzten Platz. Ueber die Hälfte der Festgäste mußte vor den Fenstern und vor der Tür bleiben, um von dort aus an der Feier teilzunehmen. Sogar eine Musikkapelle war gekommen, welche die von der Gemeinde gesungenen Choräle mit ihrem Spiel begleitete. Nach dem Beugebet und der Verlesung des 84. Psalmes wurde das Gotteshaus feierlich geweiht und seiner Bestimmung übergeben. Darauf hielt P. Mummelthay einen vollständigen Gemeinde-gottesdienst. Seiner Festpredigt lagen die Worte aus dem Epheser-Brief, Kapitel 2, v. 19—22 zu Grunde. Er führte in seiner Predigt aus, der heutige Festtag sei für die Gemeindeglieder ein Anlaß

1. zum Dank, denn sie seien nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Gottes Hausgenossen,

2. zur Freude, denn Jesus Christus sei der Eckstein ihrer Kirche,

3. zum festem Vorsatz, bei dieser Kirche zu bleiben, damit auch sie ein heiliger Tempel Gottes würden.

Nach der Taufe von 3 Kindlein und einem vom Männerchor aus Seraphim gesungenen Lied wurde der Gottesdienst geschlossen. Die zur Deckung der Kirchenschuld eingesammelte Kollekte ergab 32\$940.

So hat nun auch der Belchior ein evangelisches Gotteshaus; möchte Gottes Wort jahrhundertlang darin verkündigt werden, möchten viele Menschen in ihm Erquickung ihrer Seelen und ihren Frieden mit Gott durch ihren Heiland Jesus Christum finden.

Santa Isabella—Theresopolis. Ein bedeutungsvoller Tag war für die Gemeinde Santa Isabella—Theresopolis Sonntag der 3. April, an dem die feierliche Einführung von P. Langbein in der Kirche zu Theresopolis stattfand. Schon Tags zuvor hatten sich aus der Umgegend sowie von den Nachbargemeinden Santo Amaro und Palhoga und auch von der Gemeinde der Hauptstadt zahlreiche Festbesucher eingefunden. Unter Glockengeläute setzte sich am Sonntag Morgen um 1/10 Uhr von der Wohnung des Pfarrers aus der Festzug in Bewegung. Voran die Geistlichen im Ornat, dann die Kirchenvorstände und die Vertreter der Nachbargemeinden, dem sich die übrigen Festteilnehmer in zahlreicher Gesellschaft angeschlossen. Unter dem Gesang des Liedes: „Großer Gott, wir loben dich“ erreichte man das Innere und auch außen festlich geschmückte Gotteshaus, das die Menge der Gäste nicht zu fassen vermochte.

Nach dem Gemeindegang und der von P. Zluhan gesprochenen Eingangsliturgie betrat der mit der Einführung vom Evangelischen Oberkirchenrat betraute P. v. Gehlen den Altar und legte seiner Ansprache Lukas 5, 4 zu Grunde. Er wies auf Wesen und Segen einer rechten Amtsführung hin und wünschte noch im Namen der Gemeinde dem aus dem Amte scheidenden Geistlichen einen schönen Lebensabend. Hierauf erfolgte der feierliche Akt der eigentlichen Einführung unter Assistenz von Herrn P. Zluhan.

In herzlich bewegten Worten verabschiedete sich Herr P. Zluhan von seiner Gemeinde, die er mehr als 40 Jahre mit dem Evangelium bediente.

Die Antrittspredigt des neuen Pfarrers gründet sich auf Epheser 4, 15—16 und betonte ein Miteinanderarbeiten und Zusammenwirken im Geiste der Liebe, das dann mit Erfolg durch Gottes Gnade gekrönt wird, wenn Pfarrer und Gemeindeglieder es sich angelegen sein lassen, zu wachsen an dem Haupt der Kirche, Christus.

Die ganze Feier war umrahmt von passenden Gemeindegesängen und fand ihren stimmungsvollen Abschluß mit einer feierlichen Taufhandlung. Befriedigt kehrten die Festbesucher nach Hause zurück mit dem Bewußtsein, einen wichtigen Tag erlebt zu haben, der, das ist unser Wunsch und unser stilles Gebet zu Gott, für Hirte und Herde zum bleibenden Segen ausschlagen möge.

Rio Grande do Sul.

Ein Doppelfest in Alt- und Neu-Hamburg. Die freundlichen Ortschaften Novo Hamburgo und Hamburger Berg, die schon manches Fest in ihren Mauern gesehen haben, begingen am 16. Januar die festliche Weihe des neuen Schulhauses, das von dem „Evgl. Schulverein für Alt- und Neu-Hamburg“ als gemeinsames Unternehmen beider Orte ins Leben gerufen worden ist. Ein stattliches Gebäude, etwas abseits an der Hauptstraße liegend, macht es schon von draußen einen Vertrauensweckenden Eindruck. Es ist als dreiklassige Schule eingerichtet. Der Leiter der Schule ist der Lehrer Gustav Hennig, der im Schulhause eine geräumige und lustige Wohnung inne hat.

Noch ein anderer Anlaß gestaltete diesen Sonntag zu einem besonderen Tage für Hamburgs Bewohnerschaft: Es wurde das längst geplante Gustav Adolf-Fest gefeiert. Die Pastoren Dr. Rotermund und Raselitz, Schaffe und R. Dietschi hatten sich bereitwillig in den Dienst der Sache gestellt und legten in ihren Predigten in der unteren bzw. oberen Kirche die Gustav Adolf-Arbeit ihren Zuhörern nach verschiedener Richtung ans Herz. Die beiden Chöre des Herrn Samuel Dietschi und Julius Kunz verschönten die Feiern in herzerquickender Weise, die Kollekte in beiden Kirchen ergab gegen 65\$, die für die Gustav Adolf-Sache bestimmt wurden.

Am Abend hat sich die Summe dann noch bedeutend er-

höht. Es war eine gesellige Zusammenkunft in Alt-Hamburgs hübschem Gesellschaftssaale „Frohsinn“ verabredet worden, und hier stellte sich denn auch ein recht zahlreiches Publikum ein, um verschiedene Ansprachen zu vernehmen (P. P. Beckmann, Thieme, Hübbe) und sich wieder an den von S. Dietschi's Chor zu Gehör gebrachten Gesangsvorträgen zu erfreuen. Der Gedanke, für Rio Grande do Sul einen Gustav Adolf-Hilfsverein zu gründen, der ähnlich wie der große Gustav Adolf-Verein in Deutschland arbeiten sollte, allerdings mit der Beschränkung auf Rio Grande do Sul, fand freundliche Aufnahme. Ein Bogen ging herum, um Unterschriften zu sammeln und kam mit über fünfzig Namen bedeckt zurück; Postkarten und Gustav Adolf-Schriftchen, von der Hand freundlicher Helferinnen verkauft, wurden sehr begehrt, und als man am nächsten Tage das Ergebnis der verschiedenen Veranstaltungen ausrechnete, da hatte man gegen 300\$ beisammen. Diese Summe ist also der Anfang und Grundstock des Vermögens, das der neue Gustav Adolf-Verein im Laufe der Jahre zu erweitern hofft, um es zur Binderung evangelischer Not in unserem Lande zu verwenden.

Montag, den 17. Januar fand in den Räumen des Evg. Stifts eine Pastorkonferenz statt, nach vorhergehender Abendmahlsfeier in der Kirche, wobei P. Sieb die Ansprache hielt. Es waren erschienen die Pfarrer Dr. Rotermund, Lic. Thieme, Beckmann, R. Dietschi, Raselitz, Sellins, Schaffe, Th. Dietschi, Schreiber, Heinrichs, Bruno, Wiehe und vom fernen Taquary Sieb und Bartsch. Als Gast nahm teil P. Hübbe aus Rio Grande. Die meisten von ihnen fanden in dem gastfreien Hamburger Pfarrhause liebenswürdige Aufnahme; aber auch den freundlichen Bewohnern Alt-Hamburgs ist zu danken, die ihre Häuser auch dieses Mal wieder den Gästen so bereitwillig geöffnet haben.

Auf dem Gustav Adolf-Fest in Hamburger Berg wurden sofort provisorische Statuten aufgestellt und angenommen, die folgendermaßen lauten:

Provisorisches Statut des Gustav Adolf-Vereins in Rio Grande do Sul.

§ 1. Unter dem Namen „Gustav Adolf-Verein in Rio Grande do Sul“ wurde von den Unterzeichneten ein Verein gebildet, der seinen Sitz am Wohnort des Vorsitzenden hat und dessen Zweck die Unterstützung der evangelischen Arbeit in Rio Grande do Sul ist.

§ 2. Mitglied ist jeder, der einen Jahresbeitrag von mindestens 1\$000 zahlt.

§ 3. Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, dem Kassierer und drei Beisitzern.

§ 4. Die Generalversammlung wird durch Anzeige im „Evang. Sonntagsblatt“ und in der „Deutschen Post“ mindestens 3 Wochen vor dem Termine berufen; sie ist mit jeder Anzahl von Mitgliedern beschlußfähig. Bei Abstimmung entscheidet die Mehrzahl.

Hamburger Berg, den 17. Januar 1910.

Wir beglückwünschen die deutsche evangelische Kirche in Rio Grande do Sul zur Gründung ihres Gustav Adolf-Vereins und wünschen dem jungen Verein viel Wachstum und Erfolg. Bei uns in Santa Catharina kennt man den Gustav Adolf-Verein bis jetzt nur aus den hochherzigen Liebesgaben, die er unseren Gemeinden aus Deutschland geschickt hat. Zwar haben die einzelnen Gemeindeglieder schon viele fremde Kirchen- und Kapellenbauten erheblich unterstützt, aber diese Unterstützung war bislang ohne Plan und ohne Organisation. Auch auf diesem Gebiet wird der künftige Gemeinde-Verband vieles zu regeln haben.

Sta. Augusta. Herr P. Oberacker, der anstelle des nach Deutschland zurückkehrenden P. Heim die Gemeinde Arroio de Padre übernommen hat, wurde am 9. Januar vom Synodalpräsidenten P. Stremme im Gemeindegottesdienst zu S. Augusta feierlich ordiniert, und am 16. Januar in Arroio do Padre von demselben Geistlichen in sein Amt eingeführt.

Paizão. Ein schmuckes, freundliches Kirchlein, in dem über 200 Personen Platz haben, wurde am 30. Januar in Paizão, zur Pfarrgemeinde Neuschneiß gehörend, von P. Th. Haunsche eingeweiht. Die Kirche kostet 10 Contos und ist von den 33 Mitgliedern ohne fremde Hilfe gebaut worden. Auf jedes Gemeindeglied fällt also eine Last von 300 Mk. Das ist eine Opferwilligkeit, die manche wohlhabende Gemeinde in Santa Catharina sich vor Augen halten sollte, wenn sie um einen Mk. Erhöhung der Kirchensteuer einen langen Kirchenkrieg führt.

Für den Familientisch.

Zu Mantua in Banden!

Zur Erinnerung an Hofers 100. Todestag.

Wer kennt nicht das ergreifende Lied von Julius Moser, in dem der Dichter den Heimgang des Freiheitskämpfers Andreas Hofer besingt? Am 20. Februar sind 100 Jahre verflossen, seit der jedem Schullinde bekannte Hofer in Mantua erschossen wurde. Nur einige Zeilen der Erinnerung hieran seien hier dargeboten.

So tapfer auch die Tiroler unter ihren Führern ausgangs des Jahres 1809 kämpften und auch hier und dort einzelne Siege erröckten, sie vermochten doch den Einmarsch des allzu starken Feindes nicht aufzuhalten. In den ersten Tagen des Dezember knallten die letzten Schüsse, und am 9. Dezember, genau sieben Monate nach Beginn des Aufstandes, kam Tirol wieder in die Hände Napoleons. Und nun begannen die Strafgerichte. Vor allem wurde auf die Führer Jagd gemacht, und der Befehl erging, wo man ihrer habhaft werden könne, sie zu erschießen, den Leichnam an der niedergebrannten Stätte ihres Hauses aufzuhängen und 48 Stunden lang von den Verwandten des Erschossenen bewachen zu lassen.

Um dem Feinde zu entinnen, war Andreas Hofer anfangs Dezember in die Berge geflohen. Der französische General Baraguay hatte den Wunsch, Hofer zu schonen, da er glaubte, durch ihn das Volk beruhigen zu können. Die Freunde Hofers suchten ihn zu bewegen, sich entweder dem Feinde zu stellen oder nach Oesterreich zu entfliehen. Aber Hofer wollte von beidem nichts wissen. Da er sich in seinem Versteck, von dem zu viele Leute wußten, nicht mehr sicher wähnte, zog er sich noch weiter auf die Hochalm zurück. Wie ein weidmüdes Tier verkroch er sich hier und harrete der Dinge, die da kommen sollten, nur von der einen Hoffnung aufrechtgehalten, daß sein Kaiser ihn und Tirol retten werde. Niemand war bei ihm als sein getreuer Schreiber Cajetan Sweth. Hier in der ärmlich ausgestatteten Hütte, durch deren Ritze der eifige Wind blies, brachte er den Dezember zu. Gegen Ende des Monats stiegen seine Frau und sein Sohn Johann zu ihm hinauf, um mit ihm die Einsamkeit zu teilen. In dieser Zeit kam ein verarmter Bauer namens Franz Raffl auf die Alm, aus einer der Hütten Futter zu holen. Er steht aus Hofers Hütte Rauch aufsteigen. Neugierig kommt er näher und findet zu seinem Erstaunen Hofer. Dieser bittet ihn inständig, sein Versteck nicht zu verraten, und Raffl verspricht es. Aber wie er wieder daheim ist, taucht vor ihm der Gedanke auf: du läst aus all deiner Not heraus, wenn du den Preis gewännest, der auf Hofers Haupt gesetzt ist. Der Gedanke ließ ihn nicht wieder los. Andreas Hofer selbst war durch das Bekanntwerden seines Verstecks sehr unruhig geworden und dachte zum erstenmal an Flucht. Aber die Schneemassen, die auf den Bergen lagen, machten sie unmöglich, selbst wenn er sich dazu hätte entschließen können.

Raffl teilte seine Entdeckung dem Ortsrichter von St. Leonhard mit. Dieser nahm ein Protokoll auf, mit dem sich Raffl zu dem französischen Generalmajor Guard nach Meran begab. Dieser bot sofort 1500 Mann auf und eilte mit ihnen in das Passeiertal. 900 Mann mußten alle Wege und Stege besetzen, die übrigen 600 stiegen unter Führung des Verräters in dunkler Nacht durch tiefen Schnee hinauf zur Hütte Hofers auf der Brantacheralm. In der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember, morgens gegen 4 Uhr, hört Hofers Schreiber ein Knistern im Schnee und springt auf. Da hörte er die Worte Raffls: „Sie sind drin“. Er weckt rasch den jungen Hofer und eilt mit ihm heraus. Aber sofort werden sie umzingelt und gefesselt. Von dem Barm geweckt, tritt Hofer, halbangekleidet, aus der Türe heraus und sagt in ruhigem Ton zu dem ersten Offizier: „Sie sind gekommen, mich gefangenzunehmen. Mit mir tun Sie, was Sie wollen! Für mein Weib und Kind und diesen Menschen aber bitte ich um Gnade, denn sie sind wahrhaftig unschuldig.“

Straum hatte er ausgerebet, da stürzten sich die französischen Soldaten auf ihn und banden ihn. Dabei schlugen sie ihm in das Gesicht, zerzausten seinen langen Bart, so daß das Blut an ihm herunterlief. Nachdem die Hütte durchsucht und ausge-

plündert war, trieben sie die Gefangenen, wie sie waren, in bloßen Füßen durch den gefrorenen Schnee talabwärts. Nach drei Stunden erreichten sie Hofers Haus und bald darauf St. Martin, wo eine jammernde Menge links und rechts am Wege stand, auf dem der Zug weiter nach Meran ging. Mit klingendem Spiel wurden die Gefangenen in Meran empfangen und zu Guard geführt. Dieser erbarmte sich ihrer, ließ ihnen Speise und Trank reichen und nahm Hofer ins Verhör. Hofer leugnete nicht, der Anführer des Aufstandes zu sein, aber er habe zuerst im Namen des Kaisers gehandelt, darum könne Niemand von ihm Rechenschaft fordern. Nach Abschluß des Friedens sei er durch seine Landsleute sogar unter Todesdrohungen zur Fortsetzung des Aufstandes gezwungen worden. Am anderen Tage wurde Hofer nach Bozen zu Baraguay geführt, der ihn der Fesseln zu entledigen befahl und seiner Frau und seinem Sohne die Freiheit gab. Im Gefängnis nahmen sie Abschied von ihm, sie sollten ihn nicht wieder sehen. Am folgenden Tage brachte man Hofer unter starker Bedeckung nach Mantua. Ein stolzes Siegesbulletin verkündete dem Lande seine Festnahme. Tiefe Trauer bemächtigte sich Aller, aber sofort setzten auch die Versuche ein, um Hofer zu retten. Man setzte seine Hoffnung auf Oesterreich. Aber der Kaiser und die Diplomaten in Wien waren in diesen Tagen vielzusehr durch die Verlobung der Tochter des Kaisers mit Napoleon beschäftigt, als daß sie Zeit und Lust gehabt hätten, sich mit Oesterreichs treuestem Sohne und seinem harten Geschick zu beschäftigen.

Auf dem Wege nach Mantua hätte Hofer Gelegenheit gehabt zu entkommen. Givès Abens hatte die ihn begleitende Mannschaft so stark gezecht, daß sie in einen tiefen Schlaf sank, der durch ein in der Stube aufgestelltes Kohlenbecken leicht zum Todeschlaf hätte werden können. Hofer, anstatt die Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen, öffnete die Fenster, ließ frische Luft herein und rief Leute herbei, die die gefährdete Wache retteten. — Am 4. Februar traf Hofer in Mantua ein, acht Tage darauf erging von Napoleon der Befehl, ein Kriegsgericht einzusetzen und Hofer an Ort und Stelle zu erschießen. Das Gericht trat am 19. Februar zusammen. Natürlich war es nur eine Komödie, da Napoleon die Entscheidung schon im voraus gefällt hatte. So lautete denn das Urteil auf „schuldig“, und am 20. Februar vor Tagesanbruch wurde es Hofer mitgeteilt. Es blieben ihm nur wenige Stunden zur Vorbereitung auf den Tod. Er hatte noch bis zuletzt seine Hoffnung auf den Kaiser gesetzt, jetzt sah er ein, daß er rettungslos verloren war. Da erwachte in ihm wieder die alte Kraft, und heldenmütig ging er dem Tode entgegen. „Im Namen des Herrn will ich die Reise vornehmen“, schrieb er in einem Briefe an seinen Freund Pöhler. Der Wunsch, die in Mantua gefangenen Landsleute noch einmal zu sehen, wurde ihm abgeschlagen, ein Priester ihm dagegen gewährt, der ihm nach seiner Beichte Absolution erteilte und die Kommunion spendete. Um 11 Uhr, zu derselben Stunde, da in Bozen sein Freund Peter Mayer zur Hinrichtung geführt wurde, raffelte die Trommel, und Hofer trat, ein Kreuzfig in der Hand, den Weg nach dem Richtplatz an. Auf einer Bastei bei der Porta Ceresa wurde haltgemacht, 12 Grenadiere stellten sich 20 Schritte vor ihm auf, Hofer wies die Augenbinde zurück und gab stehend das Kommando: Feuer! Einige Minuten nachher hatte er sein Leben unter schlecht treffenden Schüssen geendet.

Der Aufstand in Tirol war vollständig niedergeschlagen, und die Schüsse von Mantua verkündeten der Welt, daß der Welteroberer unbezwingbar sei. Aber es ging doch ein dunkles Gefühl der kommenden Befreiung durch die Gauen des geknechteten Deutschlands. Man hatte gesehen, was die Kraft eines kleinen Volkes vermochte, selbst gegen die geschulten Heere des Kaisers. Staunend und bewundernd hatte man die Kämpfe an den Augen vorüberziehen lassen, in denen ein kleines Volk Gut und Blut darangesetzt hatte, um die Freiheit zu erringen. Was in Tirol geschah, konnte auch in Deutschland möglich sein, wenn man nur erst wieder anfang, Vertrauen zu sich selbst zu bekommen. Und das Jahr 1813 zeigte, daß die Kraft des deutschen Volkes noch nicht gebrochen war.

Glauben und Wissen.

Ein naturwissenschaftliches Bekenntnis von Dr. H. Kuhl.

Mit Ehrfurcht verneigt sich unsere Zeit vor den Naturwissenschaften. Bewunderung ergreift wohl Alle, wenn sie von den großen Errungenschaften hören, die sämtliche Gebiete der Naturwissenschaften zu verzeichnen haben. Es ist auch eine nicht zu bestrittene Tatsache, daß wir weit vorgebrungen sind, daß des Schöpfers Wort, nach dem uns die Erde untertan sein soll, seiner Erfüllung nähergerückt. Dieses Schöpferwort haben nun freilich manche Naturforscher völlig vergessen; wenn ihnen mehr oder weniger eine interessante Arbeit gelang, so loben sie nicht, wie die größten Helden der Wissenschaft (ich erinnere nur an Kopernikus, Newton und Leibniz), den großen Meister, welcher ihnen einen Blick in seine Schöpfung gewährte, sondern sie setzen sich hoch zu Ross, alauben die Wissenschaft gepachtet zu haben und möchten nicht selten gar den Meister absetzen, weil er ihnen unbequem ist. Das ist nun zu allen Zeiten schon so gewesen, mithin durchaus nichts Neues; denken wir nur einmal an die Träger der jüdischen Kultur, als Christus durch Palästina wanderte. Mich gelüstet es, dem Leser, welcher nicht mit Naturwissenschaften sich befaßt, sich aber doch — und mit großem Rechte — für sie interessiert, zu zeigen, mit welchen Voraussetzungen wir arbeiten müssen. In der Schule lernen wir alle, daß die Mathematik, unsere exakteste (genaueste) Wissenschaft, mit „Voraussetzungen“ beweist. Diese Voraussetzungen sind jedoch nicht immer bewiesen, sondern müssen geglaubt werden.

Liebe Leser — jede Wissenschaft setzt einen starken, zuverlässigen Glauben voraus, ohne diesen kann sie nicht in die Natur hineindringen. Wenn ich nicht der festen Ueberzeugung lebe, daß mir meine Arbeit gelinnet, werde ich die Stelle unmutig beiseite legen und mir sagen: laß Andere arbeiten, es nützt ja doch nichts! Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, daß ein vernünftiger Baumeister ein Haus errichtet auf einem Grunde, welcher die Mauern nicht tragen kann. Da haben wir den ersten Glaubenssatz jeder Wissenschaft. Nur der feste, unerschütterliche Glaube, daß die Erforschung der Natur überhaupt möglich ist, giebt uns die Kraft zu Arbeit.

Aus verschiedener Quelle fließt das Vertrauen zum Werk. Die Einen schöpfen aus ihrem eigenen „Ich“, und da dieses meistens sehr selbstherrlich ist, kommt es gar oft zu wunderbaren Schlüssen; zum Beispiel weiß man genau aus der Form einer Verkeinerung zu schließen auf das Leben der Tiere und Pflanzen einer längst vergangenen Welt. Wahrheit und Dichtung wohnen dicht beieinander. Die anderen Forscher schöpfen ihr Vertrauen auf das Gelingen des Werkes aus einer tieferen, stetig fließenden Quelle: Kopernikus, Leibniz und Newton, Männer, die tief hineindringen in das Leben und Wesen der Natur, gingen „mit Gott“ an das Werk und erkannten den Ewigen in seinen Werken, nicht das eigene Ich. Gott sei Dank gibt es auch in unserer Zeit berufene Forscher, die sich in ihren Werken auf Gott gründen.

Wenn wir in die Lage kommen, ein Urteil über das Bauwerk eines Architekten abgeben zu müssen, oder über die Arbeit eines Handwerkers, so fragen wir uns ganz unbewußt oder bewußt: weshalb hat er dieses gerade so und nicht anders gemacht? Wir wollen Grund und Ursache kennen, finden wir sie nicht, so bleibt uns das Ganze unverständlich, ist es aber ohne Grund und Ursache gemacht, daß heißt ohne daß sich der Schöpfer etwas dabei dachte, so ist es eben ein Unfau. In der Wissenschaft ist es nun keineswegs anders, auch hier müssen wir Grund und Ursache verstehen, sonst ist die ganze Forschung unnütz. Daß auf einen Kanonenschuß ein Knall folgt, wissen alle; der Wissenschaft kann es nicht genügen; sie muß in Erfahrung bringen, weshalb dem Schuß der Knall folgt und wie dieser zustandekommt. Die Naturwissenschaften haben nur dann Hand und Fuß, wenn es für ein Geschehen auch Grund und Ursache gibt. Das ist leicht verständlich, wir brauchen nur an das tägliche Leben zu denken. Weshalb errichtet der Maurermeister die Wände eines Hauses durchaus senkrecht? Weil andernfalls das Haus infolge der Wirkung der Schwerkraft in sich zusammenstürzt. Kennen wir denn in der Wissenschaft stets Grund und Ursache? — o, keineswegs. Würden wir sie kennen, dann gäbe es nicht soviel Zwiespalt unter den Forschern. Merke wohl auf, lieber Leser, wir müssen es, um forschen zu können, unbedingt glauben, daß alles seinen Grund hat, — beweisen können wir es nicht. Gelänge uns eines Tages der Beweis, so würde Friede einkehren in der wissenschaftlichen Welt.

Noch eines müssen wir unbedingt glauben, wenn wir dem Leben und Wesen in der Natur nachspüren wollen; ohne diesen unerschütterlichen Glauben fällt das ganze Gedankenschloß wie

ein Kartenhaus in sich zusammen. Und dieses Eine lautet: die Naturgesetze sind unveränderlich! Als eine unbewiesene Tatsache müssen wir es hinnehmen, wenn wir forschen und die Naturgesetze ergründen wollen. Wie kurz ist unser Leben, wie kurz die geschriebene Geschichte der Menschheit im Vergleich zu der Zeit, die seit Beginn unserer Welt verstrich! Die Beobachtungen der Menschen, so weit sie überliefert sind, wollen doch gar nichts bedeuten. Einen vorzüglichen Beleg können uns hierfür die Astronomen geben. Vor vielen Jahrtausenden blickten die Seefahrer genau so wie heut zum Sternenhimmel, um sich zu orientieren. Wichtige Anhaltspunkte gab ihnen die Stellung der Gruppe des Herkules. Diese erscheint uns noch genau so wie ihnen, es herrschte daher lange Zeit die Meinung, daß unser Sonnensystem seine Stellung im Weltraum nicht ändere. Welcher Irrtum! Unsere Sonne eilt mit ihren Trabanten durch den unendlichen Himmelsdom; ihr Weg, auf dem sie in der Sekunde 20 Kilometer zurücklegt, führt schnurgrade zum Sternbilde des Herkules. Wenn wir die schöne Sterngruppe von unserer Erde aus nicht anders sehen als die alten Kulturvölker, so liegt der Grund eben darin, daß die Entfernungen im Weltall so ungeheuer sind, daß sie außer dem Bereiche jeder Vorstellung liegen. An das Wort des Psalmisten werden wir erinnert: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag!“

Unsere Zeit reicht nicht aus, um die Unabänderlichkeit der Naturgesetze zu beweisen, wir müssen eben glauben und nochmals glauben. Je tiefer wir aber hineindringen in die Natur, um so kleiner werden wir; — unser eigenes „Ich“ verschwindet vor der Ewigkeit. Von der Größe des Menschengesistes bleibt nicht viel, wenn ihm die Unendlichkeit in den Weg tritt.

Vom alten Hufeland und vom alten Heim.

Hufeland (1762—1836), der jetzt bei dem Jubiläum der Hufeland'sche Gesellschaft wieder hochgefeierte Arzt, Verfasser der berühmten Lebenskunde (Makrobiotik), war auch wegen seines wohlthätigen Sinnes in Berlin sehr bekannt. In der Gessinnung stand ihm der alte Heim sehr nahe, von dem man erzählt, daß er jährlich an 4000 Kranke umsonst behandelte und zu allen Tages- und Nachtzeiten den Armen zur Verfügung stand. Heim verlor einst eine große Summe durch ein Bankhaus. Nach einigen Tagen traf ihn Hufeland aber schon wieder ganz vergnügt und wollte ihm sein Beileid zu dem Verluste aussprechen. „Das hab ich schon wieder unter den Füßen!“ meinte Heim. „Aber wie haben sie das angefangen?“ fragte verwundert Hufeland. „Nun,“ war die Antwort, „so wie ich es zu machen pflege, wenn ich mir nicht mehr zu helfen weiß. Das schöne Geld, so mühsam erworben, und nun auf einmal verloren! Infame Geschichte! Selbst meine armen, unschuldigen Kranken litten darunter, denn ich war immer zerstreut. Auch zu Hause hatte ich keine Freude mehr; meine gute Frau, sonst immer heiter, ließ selbst bei Tisch, wo doch jeder Mensch sich erholen soll, den Kopf hängen. Wir saßen stumm und verdrießlich einander gegenüber und unsere sonst so fröhlichen Kinder sahen uns schüchtern an. So konnte und durfte das nicht bleiben, das fühlte ich wohl. Das schöne Geld war nun einmal fort, aber wir hatten mit ihm das höchste Gut des Lebens verloren, die Zufriedenheit. — Ich armer Erdenwurm, unfähig, aus dieser Not herauszukommen, nahm meine Zuflucht zu dem Allmächtigen. Ich eilte auf mein Schlafzimmer, schloß die Thür hinter mir zu und flehte auf meinen Knien recht inbrünstig, daß der Herr mir Kraft und Mut, Freundigkeit und Ruhe wiedergebe. Und der Herr sprach zu mir in meinem Herzen: „Heim, du bist eines armen Predigers Sohn, und ich habe dich segnet in deinem Berufe wie in deinem Hause, so daß du ein gemachter Mann bist. Eine Reihe von Jahren habe ich dich spielen lassen mit dem Gelde, das du nun verloren hast. Nun, Heim, sei kein dummer Junge und höre auf zu watseln —, sonst komm ich dir noch ganz anders. Ich habe die Schlüssel zu allen Geldkassen und kann dir den Verlust hinlänglich ersetzen. Darum sei wieder gutes Muts und gib mir deine Hand darauf, daß du wieder fröhlich deinem Berufe leben willst!“ Das hab ich dem Herrn versprochen und gelobt; Weib und Kind sind auch wieder heiter; ich habe es wieder vergessen, es ist unter meinen Füßen, und ich bin nun wieder vergnügt in meinem Gott. Das tut und vermag ein Gebet, wenn es ernstlich ist, — und nun lassen Sie uns von etwas anderem reden!“ — Hufeland war es, der dann auch dem alten Heim eine Grabrede gehalten hat. Hufeland selbst war von tiefer christlicher Religiosität durchdrungen; er verlangte zur Grabchrift das Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, wer an mich glaubt,

der wird leben, ob er gleich stirbe." Dann darunter die Worte: „Liebe, Licht, Glaube, Leben, Hoffnung," und am Fuße des schwarzen Kreuzes auf dem Grabstein: „Ich weiß, an wen ich glaube."

Denkwürdige Grabchriften.

Die Grabchrift des Dichters von: „Alle Menschen müssen sterben" Johann Georg Albinus, gestorben als Pastor zu Naumburg 1679, lautet: „Da er lebte, starb er; nun er gestorben, lebt er, diemeil er erkannt, daß das Leben ein Todesweg und der Tod ein Lebensweg sei." — Des schottischen Reformators John Knox, gestorben 1572, Grabstein zeigt die kurzen, charakteristischen Worte: „Hier liegt der, welcher niemals das Antlitz eines Menschen fürchtete." — Auf dem Grabmal Martin Rinkart's, des Sängers von „Nun danket alle Gott", gestorben 1649 als Pastor zu Eilenburg, steht: „Welt, Strohsack, gute Nacht! Ich hab' mein Bett gefunden und alle meine Feind' in Christo überwunden; den will ich greifen dort mit allen Cherubim aufs hohe Friedensfest mit ewig hoher Stimm." — Samuel Rodigast, der Dichter des Liedes: „Was Gott tut, das ist wohlgetan," hat folgende Grabinschrift: „Er war eine Rose unter den Dornen." — Die Inschrift auf dem Grabstein des Astronomen Johann Kepler lautet zu deutsch: „Lang hat der himmlische Sinn die himmlischen Räume gemessen. Schatten der Erde durchmisst jetzt der irdische Leib." — Auf dem Sarg des letzten Fürsten von Ostfriesland zu Aurich, er starb 1744, steht: „Ite, actum est", d. h. Geht, es ist aus.

Liebesgaben.

Für die Seidenmission: C. B. 6\$500.

Für die Kapelle in Belchior aus Anlaß ihrer Weihe: 1 Altardecke von Frau Dickmann. 1 Bild „Die Kreuzigung Christi" (von S. Göge) von Frau P. Mummeltshy zum Andenken an den Tod ihrer Mutter. 1 Taufschüssel durch Herrn P. Hägeholz.

Für eine zweite Kirchenglocke in Blumenau von den diesjährigen Konfirmanden: Herta Odebrecht 1\$. Felicia Deefe 1\$. Anna Rautenberg 0\$500. Binette Starke 1\$. Viktor Häblich 1\$. Hermann Köpfe 0\$600. Bina Geste 0\$500. Wanda Berndt 1\$. Alma Bugle 0\$400. Ottilie Bauli 1\$. Olga Budag 1\$. Olga Kumm 1\$. Irma Koch 1\$. August Weigmann 0\$200. Richard Koch 1\$. Wilhelm Groß 1\$. Willy Moje 1\$. Altiha Gollner 1\$. Marta Bapsch 5\$. Frida Böllwock 1\$. Artur Grahl 1\$. Luis Hahnemann 1\$. Marta Rüdiger 0\$400. Richard Knoch 1\$. Heinrich Weidlich 1\$. Helmut Lepow 1\$. Lisa Beims 1\$. Ida Gebien 1\$. Arnold Behmuth 1\$. Rudolf Gärtner 1\$. Alara Altenburg 1\$. Walter Siwert 1\$. Anna Gehrke 1\$. Richard Dettmar 0\$200. Helene Jönt 0\$400. Emil Publiß 1\$. Anna Rothz 1\$. Elie Budag 1\$. Otto Bork 0\$300. Ottilie Müller 0\$400. Viktor Annset 0\$300. Hermann Hein 1\$. Bina Dickmann 0\$500. Emma Hausmann 0\$200. Stephanie Jönt 1\$. Alfred Mezger 1\$. Alfred Grahl 1\$. Fritz Kloth 1\$. Alwin Wulf 0\$400. Frieda Rechenberg 0\$400. Reinhold Müller 0\$200. Herbert Bieging 1\$. Wilhelm Hering 1\$. Franz Knoch 1\$. Marie Curilin 1\$. Willi Rothbarth 1\$. Adolf Bläse 1\$. Karl Frischknecht 1\$. Ferdinand Günther 0\$300. Agnes Rödel 1\$. Ella Goldacker 0\$500. Alara Häblich 1\$. Hermann Bieging 0\$500. Johann Schubert 1\$. Zusammen 56\$200.

Im Jahre 1909 belief sich der Glockenfonds auf 126\$620. Mit den Zinsen und der diesjährigen Sammlung hat der Glockenfonds eine Höhe von 187\$080 erreicht.

Allen freundlichen Spendern dankt herzlich

Pf. Mummeltshy.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 10. April, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 17. April, Gottesdienst in Rußland.
Sonntag, den 24. April, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 1. Mai, Gottesdienst in Itoupava-norte.
Himmelfahrt, den 5. Mai, Gottesdienst in Blumenau.
Sonntag, den 8. Mai, Gottesdienst in Garcia.
1. Pfingstfeiertag, den 15. Mai, Gottesdienst in Blumenau.

Trinitatisfest, den 22. Mai, Gottesdienst in Velha-Tiefe.

Außerdem findet Choral-singen in der Kirche zu Blumenau statt am Donnerstag, dem 21. April, $\frac{1}{2}$ 6— $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends, am Mittwoch, dem 4. Mai, $\frac{1}{2}$ 6— $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends, am Donnerstag, dem 12. Mai, $\frac{1}{2}$ 6— $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends.

Der Religionsunterricht für die evangelischen Kinder der Regierungs- und Klosterschulen beginnt am Montag, dem 23. Mai, nachmittags 2 Uhr in der Kirche zu Blumenau.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 10. April, Gottesdienst in Beneditto novo.
Sonntag, den 17. April, Gottesdienst in Carijos.
Sonntag, den 24. April, Gottesdienst in Rio Uda.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, den 1. Mai, Gottesdienst in Alto Rio do Teste.
2. Pfingstfeiertag, den 16. Mai, vormittags Gottesdienst in Itoupava-finha; nachmittags 3 Uhr Gottesdienst in Fortaleja.
Sonntag, den 29. Mai, Gottesdienst in Badensfurt.
Während der Abwesenheit P. Rablach's wird P. Mummeltshy die Trauungen in der Gemeinde Badensfurt in der Kirche zu Blumenau vollziehen.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, den 10. April, Gottesdienst in Pommerode.
Sonntag, den 17. April, Gottesdienst in Rio da Luz.
Sonntag, den 24. April, Gottesdienst in Serro.
Himmelfahrt, den 5. Mai, vormittags 10 Uhr, Gottesdienst in Pommerode.
Sonntag, den 8. Mai, vormittags 10 Uhr, Gottesdienst in Rivera Grande (Rio da Luz).
1. Pfingstfeiertag, den 15. Mai, vormittags 10 Uhr, Gottesdienst in Pommerode.
2. Pfingstfeiertag, den 16. Mai, vormittags 10 Uhr, Gottesdienst in Rio do Serro.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 10. April, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 17. April, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 24. April, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 1. Mai, Gottesdienst in Brusque.
Himmelfahrt, den 5. Mai, Gottesdienst in Brusque.
Sonntag, den 8. Mai, Gottesdienst in Itajahy.
1. Pfingstfeiertag, den 15. Mai, Gottesdienst in Brusque.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 10. April, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 17. April, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 24. April, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
Sonntag, den 1. Mai, 10 Uhr, Gottesdienst in Palhoca.
Himmelfahrt, den 5. Mai, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.
Sonntag, den 8. Mai, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
1. Pfingstfeiertag, den 15. Mai, 9 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Florianopolis.
2. Pfingstfeiertag, den 16. Mai, 9 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Palhoca.
2. Pfingstfeiertag, den 16. Mai, 2 Uhr, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Santo Amaro.
Sonntag, den 29. Mai, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.

Evangelische Gemeinde S. Bento und Humboldt.

Sonntag, den 10. April, Gottesdienst in S. Bento. Versammlung der Konfirmanden.
Sonntag, den 17. April, Gottesdienst in S. Bento.
Sonntag, den 24. April, Gottesdienst in Humboldt.
Sonntag, den 1. Mai, vormittags Gottesdienst in S. Bento; nachmittags Gottesdienst in Serrastraße.
Himmelfahrt, den 5. Mai, vormittags Gottesdienst in S. Bento.
Sonntag, den 8. Mai, vormittags Gottesdienst in S. Bento; nachmittags Gottesdienst in Polenstraße.
1. Pfingstfeiertag, den 15. Mai, vormittags Gottesdienst und heiliges Abendmahl in S. Bento; nachmittags Gottesdienst in Serrastraße.
2. Pfingstfeiertag, den 16. Mai, Gottesdienst in Campo Alegre.
Trinitatisfest, den 22. Mai, Gottesdienst in Humboldt.
Sonntag, den 29. Mai, vormittags Gottesdienst in S. Bento. Versammlung der Konfirmanden.

Verantwortlicher Schriftleiter: B. Mummeltshy.

Druckerei des Urwaldsboten, Blumenau, Santa Catharina, Brasilien.